

Studentenelend.

Budapest, 27. April.

Heute nachmittag füllten Studenten und Studentinnen in dichten Reihen den Sitzungsaal und die Galerien des alten Abgeordnetenhauses. Manche Studenten waren in Uniform, junge Offiziere mit Auszeichnungen und junge Einjährig-Freiwillige, auch junge Geistliche waren unter ihnen. Sie alle kamen zu der Monsterverammlung, die zur Bekämpfung des Studentenelends mit Zustimmung des Universitätsrats abgehalten wurde. In den Reihen der Teilnehmer sah man auch einige Damen und Herren der Gesellschaft, die das Interesse für diese besonders ernste Frage hiehergeführt hatte. Um sechs Uhr erschienen der Rektor der technischen Hochschule Dr. Josef Kürschák in Begleitung einiger Professoren, in Vertretung der Hauptstadt Magistratsrat Dr. Edmund Wildner, Direktor der Wohlfahrtszentrale Dr. Hugo Csörgö und viele andere. Bald darauf betrat ein Student die Präsidententribüne, begrüßte die erschienenen Damen und Herren, und hat den Geheimen Rat, Minister a. D. Dr. Georg v. Lukács, die Leitung der Konferenz zu übernehmen.

Lebhaft begrüßt nahm Herr v. Lukács den Präsidentensitz ein, eröffnete die Konferenz und teilte mit, daß die Herren Professoren, die durch verschiedene Agenden verhindert seien, an der Versammlung teilzunehmen, trotzdem mit aufrichtigem Interesse dem Kampfe der Universitätsjugend gegen Not und Elend folgen und sie darin nach Kräften zu unterstützen gedenken. Nach den einleitenden Worten schilderte der Vorsitzende in knappen, plastischen Sätzen die Notlage der Studenten und wies auf die besondere Wichtigkeit des Problems der Linderung dieses Elends hin. Er richtete seine Worte an die Gesellschaft, denn die Frage des Studentenelends sei nicht bloß Sache der notleidenden Studenten, sondern eine tiefwurzelnde Lebensfrage der Gesellschaft, der ungarischen Nation. Die Studenten seien berufen, dereinst jene soziale Schichte der Gesellschaft zu bilden, die die Arbeit der Kopparbeiter im Mechanismus des Staates versieht. Der Krieg hat in Deutschland ein praktisch wertvolles Prinzip gezeitigt: „Platz dem Talente!“ Und wenn man der Probezeit der Talente nachforscht, so merkt man bald, daß ihre Mehrheit dem Lager der Minderbegüterten, ja der Armen entstammt, denn dies ist ja der breitere Boden. Um nun dem Streben der Talente auf geistigem Gebiete nachzuhelfen, indem sie von der Arbeit des Kampfes um das tägliche Brot möglichst entlastet werden, so daß die Studenten ihre Energie gleichsam ungeteilt der wichtigsten Arbeit, der Arbeit ihrer Fortbildung sollen zuwenden können, handelt die Gesellschaft in aller Interesse klug, wenn sie den notleidenden Studenten hilfreich beistimmt. In dieser großen Arbeit ist aber das schon bisher Geleistete nicht außer acht zu lassen. Was bisher auf diesem Gebiete unternommen wurde, ist achtenswert, aber im Streben nach einem größeren, ergiebigeren Erfolg ist es wünschenswert, das Bessere, wenn es kommt, mit der klugen Objektivität des Schaffenden in das schon Bestehende zur weiteren Entwicklung mit einzubeziehen.

Schon während der mit großem Beifall aufgenommenen Rede des Präsidenten brodelte eine gewisse, immerhin gedämpfte Unruhe an einigen Stellen der Zuhörerschaft.

Von der Mehrzahl der Studenten mit lebhaftem Beifall begrüßt, bestieg nun Schriftsteller Thomas Kóbor die Tribüne. Mit klaren, klaren Zügen gab er ein Bild seiner markanten Auffassung dieser großen Frage. Er knüpfte an die mit rauschendem Beifall aufgenommene Feststellung des Präsidenten an, der kurz vorher betont hatte, daß die Frage

des Studentenelends eine Sache der Gesellschaft sei. Da schnitt er ein und erklärte, sie sei in erster Reihe das Problem der Gesellschaft. Denn für den Einzelnen ist es ein Übergangsstadium, da er nach einigen Jahren aufhört, Student zu sein. Die Studentenschaft aber ist ein ständiger Komplex im sozialen Gebilde, und geht vor allem die Gesellschaft an. Es ist nicht gleichgültig, ob der Student sich ungeheuren geistigen Anstrengungen widmen kann, oder ob er Zeit, Kraft und Kredit gleichzeitig der Erhaltung seiner Existenz zuwenden muß. Unvergleichlich ist ein Unterschied in der Qualität der Not zu verspüren. Eben darum soll es keine Wohlthätigkeitsaktion der Gesellschaft sein, wenn sie der Studentenschaft hilfreich beistimmt. Denn es wäre falsch, diesem großen nationalen Gemeininteresse durch Wohlthätigkeitsaktionen beizukommen zu wollen. Dem Studenten soll nach bestem Vermögen geholfen werden, aber er schuldet der Gesellschaft hierfür keinen Dank. Es heißt, wir gingen neuen Zeiten entgegen; dies zeigt sich auch darin, daß das Studentenelend im Kriege zu einem Massenelend geworden ist. Der Staat, der dem Studenten die Schule, den Lehrer, die geistige Nahrung, bietet, müßte gleichfalls für leibliche Nahrung, Kleider, Unterkunft sorgen. Dies wäre die richtige Lösung, wo es sich darum handelt, die blutigen Reihen, die der Krieg auch in der Schichte der Kopparbeiter mit akademischer Bildung gemächt, nach Möglichkeit zu ersetzen.

Bräutender Beifall unterbrach oft die Worte des Redners, aber es kam auch zu unliebsamen Unterbrechungen aus den Reihen jener Studenten, die schon während der Ausführungen des Präsidenten unruhig gewesen waren, so daß Thomas Kóbor ruhig lächelnd die Erklärung abgab, er sei nicht gekommen, um irgend jemand unangenehm zu werden, stieße ihm dies ungewollt zu, so möchte er schon jetzt um Entschuldigung bitten.

Schon fielen heftige, erregte Worte unter einzelnen Studenten.

Der Präsident mußte mehrere Male energisch zur Klingel greifen. Es war, als ob nicht die grausame Frage vom Elend und Not der studierenden Jugend die Teilnehmer der Konferenz zusammengeführt hätte.

Die Unruhe der Versammlung wuchs während der Ausführungen des Universitätslehrers Josef Stósz, der über die mehr als traurige Lage der Studenten und Studentinnen sprach.

In Friedenszeiten — führte Redner aus — waren es größtenteils nicht besonders begüterte Väter, die ihre Söhne studieren ließen, um ihnen ein besseres Los zu sichern, als ihr Los auf Erden war. Der Krieg hat eben diese Gesellschaftsschichte hart getroffen, ja größtenteils zugrunde gerichtet, daher die unsägliche Not der Studentenschaft im Kriege. Redner schilderte den heutigen Zustand der bestehenden Unterstützungseinrichtungen für die Studentenschaft, die nach seinen Ausführungen ihren Zwecken nicht zu entsprechen imstande sind. Er betonte, daß diejenigen, die eben hiedurch genötigt waren, die Gründung des Landes-Studentenbundsvereins anzuregen, auch schon einen großen Teil ausführlich ausgearbeiteter praktischer Pläne haben, deren Verwirklichung baldigt in Angriff genommen werden sollte.

Von einem Teil des Auditoriums mit lebhafter Sympathie angehört, mußte der junge Mann bei seinen Ausführungen den lauten, oft merkwürdig erregten Widerspruch der auch bisher nervösen Partei über sich ergehen lassen.

Als nun Reichstagsabgeordneter Pfarrer Johann Höc zu sprechen begann, fiel die Unruhe schon voll in der Zuhörerschaft. Seine schönen, tiefempfundeneren Sätze konnten kaum das Aufbrausen der einander bekämpfenden Parteien dämpfen.

Stimmungsvoll leitete Höc seine Rede mit einer Erinnerung an die Sitzungen im alten Abgeordnetenhaus ein, und wies darauf hin, daß das harte Uneinanderprallen der Gegensätze und Gegenmeinungen trotz allem schließlich doch ein fruchtbares Ergebnis haben müsse. Wenn es sich um gemeinsames Wohl und Wehe handelt, haben persönliche Differenzen, Antipathien und kleinliche Gründe zu verschwinden, nur durch eine Solidarität, die auf Verständnis und Verständigung beruht, lassen sich die ersehnten Ziele erreichen. Der Student konnte in Friedenszeiten noch für sich sorgen, wenn es nottat. Heute aber sind die Verhältnisse für den Jüngling unbefriedigbar. Der Staat, die Gesellschaft soll und muß sich der Studentenschaft annehmen, aber jedermann, der heute im Ueberfluß lebt, soll auch das Seinige hierzu beitragen. Trotzdem möchte Redner den Studenten nicht im goldenen Käfig sorglos leben sehen, denn schon der Jüngling soll den Kampf mit dem Leben teilweise kennen lernen, um seine Energie, seine Kraft auch da zu erproben und zu entfalten. Der tiefe Mißstand, der heute dringende Hilfe erheischt, wurde aber durch den Krieg gezeitigt. Wie sehr hier auch geholfen werden wird, Arme wird es immer geben, aber Bedürftige, Notleidende darf es nicht geben! Der Jugend muß voll und ganz geholfen werden, denn sie ist uns ein größerer Schatz als der der Kriegsmillionäre. Und diese Hilfe ist gleichzeitig eine Ehrung und Bewertung der Arbeit. Diese soll immer geachtet werden, gleichviel von welcher Seite ehrliches Streben kommt, es soll anerkannt werden. Die bestehenden Unterstützungseinrichtungen sollen keine Scheu vor den neuen Arbeitern haben, die da jetzt mithelfen wollen. Das Bestehende verjüngt sich immer durch den Zufluß neuer Kräfte. Und darum sehe er es im Interesse der Jugend gern, wenn die beiden Parteien einander die Hände reichten und gemeinsam an die Arbeit gingen.

Die Nervosität, die Unruhe der Teilnehmer wuchs immer mehr. Ungeuldig wurden die nächsten offiziellen Redner angehört. Emma Kózar klagte die Not der Studentinnen; ihre Lage sei noch viel schwerer als die der Studenten. Die Teilnehmer hören kaum mehr zu. Einzelne Gruppen besahen einander, wilde Jünglinge flegelten einander an. Mit Mühe und Not kam der Präsident den Fortgang der Konferenz ermöglichen.

Béla Pár schildert die mißliche Lage der eingerückten Studierenden. Er wird durch nervöse Zurufe immer wieder unterbrochen. Es ist, als handelte es sich um fremdes Leid. Der nächste Sprecher wird nicht mehr angehört. Partei und Gegenpartei geraten immer heftiger aneinander. Die Luft ist heiß, erregte junge Leute stürzen aufeinander zu, schreien einander an, sind wild, unzulässig, geschmacklos, ungezogen. Keiner kümmert sich um die Glocke des Präsidenten, um die Ruhe der Verhandlung, um den Erfolg der Konferenz.

Der Präsident unterbricht die Sitzung. Nachdem sich die Studenten ein wenig beruhigt hatten, kommt, auf Wunsch der von Anfang an mißvergnügten Partei, Reichstagsabgeordneter Dr. Zoltán Hindy zu Wort. Kaum verständlich, weist er die Berichte einiger

Zeitungen über den Zustand der Studentenheime als übertrieben zurück. Die Studenten sind wie wild.

Endlich kann der Redner den Antrag stellen, daß die angebotene Friedensrechte nicht zurückgewiesen werden solle. Beide Parteien stimmen ihm zu. Der Lärm wächst wieder.

Mit unendlicher Geduld, wunderbarer Nachsicht und mehr als väterlichem Wohlwollen trachtet Herr v. Lulács sich Gehör zu verschaffen. Die Anhänger der legalen Unterstützungsinstitutionen sind längst vor die Präsidentenstraße gescharrt. Andere stehen auf den Bänken. Viele schwenken Hut oder Mütze. Alle schreien. Die Fliegelleien beginnen wieder. Sie schimpfen laut, stoßen gellende Pfiffe aus; manche haben sogar Kinderpfeifen mitgebracht. Endlich legt sich das Getöse. Manche lachen vergnügt über den tollen Abend. Der Präsident spricht:

Um ein Ergebnis dieser Konferenz aufzuweisen zu können, bitte ich folgenden Antrag gütigst annehmen zu wollen: Unter meinem Vorsitz mögen je drei oder fünf Delegierte der beiden Parteien zu einer Beratung zusammentreten, um einen Ausgleich zu ermöglichen. Ich glaube, die Mehrheit ist für meinen Antrag.

Die Partei des Landes-Studentenfondsvereins war für den Antrag. Jöhleud und pfeifend protestierte die Gegenpartei.

Einige Minuten vor zehn Uhr gab Herr v. Lulács die Hoffnung auf, einen Erfolg zu erzielen, und verließ die Präsidentenstraße.